

Zeitschrift: Jahrbuch / Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee
Herausgeber: Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee
Band: - (2010)

Artikel: Therese Bichsel : Schreiben zwischen Jungfrau und Niesen
Autor: Hunziker, Sibylle
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1095963>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sibylle Hunziker

Therese Bichsel

Schreiben zwischen Jungfrau und Niesen

«In diesem Sommer 1908, mit fünfundfünfzig Jahren, sitzt er Eiger, Mönch und Jungfrau erstmals gegenüber, er landschaftet – eine Wortkreation, die er gern benutzt – in ihrem Angesicht. Er hat jetzt den Mut, die Alpen nach seinem Willen zu formen, er vereinfacht, vergrössert, hebt hervor und lässt weg nach seinem Gutdünken, betont die Linien und den Rhythmus.»

Disziplinierte Schwerarbeit leistet der Maler Ferdinand Hodler, wenn er die Alpen auf seiner Leinwand neu erschafft – immer wieder neu, weil Licht und Stimmung sich ständig verändern. Die absolute Konzentration des Malers überträgt sich in Therese Bichsels Beschreibung der Szene auf das Publikum, ebenso wie seine ausgelassene Festlaune, als er später das gelungene Werk betrachtet und dabei handörgelet und durch sein Hotelzimmer auf der Schynigen Platte tanzt: «Hodler greift nach den Alpen», und Hodler wird greifbar für das Publikum in Therese Bichsels Porträt-Band «Nahe den Eisriesen».



Foto: Sibylle Hunziker

Die zwölf Porträts von dichtenden, malenden und komponierenden Oberland-Reisenden, die Therese Bichsel in diesem Band versammelt hat, beruhen auf detaillierten Recherchen. Von der absoluten Konzentration Hodlers bei der Arbeit und der ausgelassenen Freude, mit der er das Gelingen feiern konnte – am liebsten mit Freunden, Modellen, Handörgelimusik und Tanz – berichten zum Beispiel Briefe von Cuno Amiet, Max Burri und anderen Malerkollegen. Und auch in Bildern findet die Schriftstellerin viel Information – in alten Fotografien, und bei einem Maler natürlich auch in seinem Werk. Besonders sorgfältig recherchiert sie die Orte, an denen ihre Geschichten spielen. Die wechselnden Stimmungen von Jungfrau und Niesen, die viele Künstler auf ihren Reisen durchs Berner Oberland so beeindruckten, sieht Therese Bichsel, so oft sie von ihrem Schreibtisch im Dachstock ihres Unterseener Zuhauses aufblickt.



Foto: Therese Bichsel

Aber sie will auch wissen, wie es sich anfühlt, wenn sich auf der Schynigen Platte abends der Nebel hebt, oder wie es hätte sein können, wenn Reisende in früheren Jahrhunderten auf dem Thunersee von einem Regenguss eingeholt wurden. Dazu ist sie viel unterwegs, und in ihrem Arbeitszimmer stapeln sich Bücher mit historischen Stadtansichten und Landschaftsbildern, mit Reiseberichten und Ortsgeschichten.

Der «Faktenteppich», den sie mit den Recherchen knüpft, dient Bichsel als Grundlage, auf der sie ihre Geschichten nach ihrer Vorstellung gestalten kann. Hodlers Freude über «Eiger, Mönch und Jungfrau über dem Nebelmeer» fand sie nicht schwer nachzuempfinden. «Den Wechsel zwischen Phasen konzentrierter Arbeit und Entspannung brauchen wohl die meisten Menschen für ein zufriedenes Leben.»

Therese Bichsel selber freut sich weniger extrovertiert als Hodler – im Zimmer herumgehüpft ist sie jedenfalls bisher nie. «Aber wenn ich abends noch einmal den Text eines Arbeitstages lese und er für mich immer noch stimmt, und umso mehr noch, wenn ich ein fertiges Buch in Händen halte und weiss, dass ich dazu stehen kann, dann ist das schon ein schönes Gefühl.» Der «Idealfall» tritt schliesslich dann ein, wenn mündliche Rückmeldungen und Rezensionen zeigen, dass das Buch auch vom Leser so verstanden wird, wie sich die Autorin das vorgestellt hat.

«Therese Bichsel gelingt es völlig unpräzise, Zeittypisches aus der Volkskunde, der Sagenwelt, der Literaturgeschichte und der Folklore in ihren Text einzuarbeiten und damit sehr präzise und glaubwürdig die Atmosphäre und die gesellschaftliche Situation im Berner Oberland der Regenerationszeit zu spiegeln. Wie sie die sentimental-romantische Liebe des Neuenburger Professors zu einem irrealen Traumbild der egoistischen, besitzergreifenden Liebe des Kneipenbesizers Peter Ritter zum blossen Nutz- und Vergnügungsfaktor Frau einander gegenüberstellt und die Frau, spektakulär für diese Zeit, unter Aufbietung aller Kräfte von letzterem sich lösen lässt – das deckt ein ganzes, weites Spektrum von damaligen Möglichkeiten und Verhaltensweisen ab, wie es zusammen mit der Einschätzung durch die Verwandtschaft, durch die Gerichte und durch die verständnislose Umwelt keine wissenschaftliche Sozialgeschichte einleuchtender und bewegender zur Anschauung bringen könnte.»

Aus Charles Linsmayers Rezension von Therese Bichsels «Schöner Schifferin» im «Bund», 1997.

1995 kündigte Therese Bichsel ihre letzte Redaktionsstelle und schrieb ihren ersten Roman über die «Schöne Schifferin» Elisabeth Grossmann, die Anfang 19. Jahrhundert Reisende über den Brienzersee ruderte und zu einer romantischen Ikone des frühen Oberländer Tourismus wurde. Seither ist fast jedes zweite oder dritte Jahr ein neuer Roman erschienen. «Dieser Rhythmus liegt

mir», sagt Bichsel. Etwa ein Jahr braucht sie für die Recherchen und zum Schreiben, ein weiteres Jahr geht an die Überarbeitung und das Lektorat mit dem Verlag. Nach dem Erscheinen des Buchs folgen Lesungen und eine kreative Pause.

«Wenn man ein Buch veröffentlicht, ist das fast so wie mit einem Kind, das selbständig geworden ist und nun seine eigenen Wege geht.» Da sei es schön, wenn sie diesen Weg noch ein wenig begleiten könne. «Im Idealfall wird ein Buch so verstanden, wie ich mir das gedacht habe. Aber ein Buch wird ja zu unterschiedlichen Zeiten und von ganz unterschiedlichen Menschen gelesen, da wäre es schon sehr seltsam, wenn alle alles gleich interpretierten. Und es ist auch gut, wenn ein Buch ein Eigenleben entwickelt.»

Therese Bichsel schätzt den Austausch mit dem Publikum ebenso wie den Austausch mit Kolleginnen und Kollegen. So engagiert sie sich etwa als Mitglied der Schriftstellervereinigung Autorinnen und Autoren der Schweiz (AdS) in der Literaturvermittlung, und bei den Berner Schriftstellerinnen und Schriftstellern arbeitet sie im Vorstand mit und leitet eine Lesegruppe.

Für das eigentliche Schreiben ist vor allem der Winter reserviert. «Das war früher, als die Kinder noch zur Schule gingen, am einfachsten, und ich bin dabei geblieben.» Die Sommermonate verbringt Therese Bichsel vor allem im Freien, geniesst die Landschaft, treibt Sport, reist und sammelt neue Eindrücke. Wenn sie ein neues Buch geschrieben hat, gibt sie es in dieser Zeit ein paar wenigen «Erstlesern», auf deren Urteil sie sich verlassen kann, und lässt den Text selber ruhen. «Wenn man die Welt mit allen Sinnen aufnimmt, kommt eine Fülle neuer Ideen, und man gewinnt Distanz zum Text.» Zusammen mit den Rückmeldungen ihrer Erstleser hilft das bei der Überarbeitung des Textes im folgenden Winter. «Dabei geht es vor allem um Details; grosse Änderungen haben sich mir in der zweiten Runde bisher nie aufgedrängt.»

Die Zeit der Unsicherheit, oder zumindest der Überraschungen, ist für Therese Bichsel eher das Schreiben der ersten Version – «auch wenn ich nicht die intuitive Schriftstellerin bin, die einmal einen Satz hinwirft, der heraus will, und daraus eine ganze Geschichte entwickelt.» Doch Schreiben lasse sich grundsätzlich nur bedingt planen. Zwar bewegt sich Bichsel nach ihren gründlichen Recherchen auf einem recht sicheren «Faktenteppich» und hat auch immer ein grobes «Gerüst», eine Vorstellung davon, wie sich die Geschichte entwickeln soll. «Aber auch bei meiner Arbeitsweise können Figuren manchmal ein Eigen-

leben entwickeln und dem Geschehen unerwartete Wendungen geben – selbst wenn sie es bisher noch nie so weit getrieben haben, mein ganzes Konzept über den Haufen zu werfen.»

«Ihr Blick fiel auf die Kommode. Sie erhob sich und ging hin, zog eine Schublade auf. Fotoalben und lose Fotos lagen hier, die sie sich als Kind oft angesehen hatte. Anne liess sich vor der Kommode auf die Knie nieder. Wie gut sie sich erinnerte.

Die Grossmutter hatte auf die Porträts gedeutet und zu erzählen begonnen. Sie hatte neben der Grossmutter gesessen, bald in ihr Gesicht geschaut, bald auf die bräunlichen Fotos. Die Wörter der Grossmutter rankten sich um die Fotos und hoben die Porträtierten heraus. Sie spazierte davon mit ihren Geschichten, bis die Grossmutter sie nach einer gewissen Zeit zurückführte in die Rahmen im Album.»

Aus Therese Bichsels «Haus der Mütter», 2001.

«Mein Leben ist immer um Bücher und Geschichten gekreist», meint Therese Bichsel auf die Frage, wie sie zum Schreiben gekommen sei. «Ich war eine Leseratte. Und in meinem Elternhaus spielten Geschichten eine wichtige Rolle.» Vor allem ihrer Grossmutter habe sie immer gerne zugehört, wenn sie alte Familiengeschichten erzählt habe und davon, wie das Leben in ihrer Heimatgemeinde, im Emmentaler Dorf Hasle bei Burgdorf, früher aussah.

Viele Erzählungen der Grossmutter flossen denn auch in den Roman «Haus der Mütter» ein: Zusammen mit vielen anderen, die Therese Bichsel gehört und gelesen hatte, gehen sie in der fiktiven Familie Held auf, deren Geschichte der Roman von der jüngsten «Heldin» bis zu ihrer Ururgrossmutter folgt.

An der Universität Bern studierte Therese Bichsel deutsche und englische Literatur. Auch heute orientiert sie sich stark an Autorinnen aus Kanada und den Vereinigten Staaten. «Autorinnen wie Margaret Atwood können ihre Geschichten spannend erzählen und zugleich tief graben.» Aber auch im deutschen Sprachraum gebe es immer wieder schöne Entdeckungen. «Ilma Rakusa, auf deren «Mehr Meer» ich neulich in unserer Berner Lesegruppe gestossen bin, finde ich mit ihrer poetischen Sprache und inhaltlich ganz toll.»

Im Studium und in zehn Jahren Journalismus sammelte Therese Bichsel genug Erfahrung für das «Schreibhandwerk». Und der erste Preis im Berner Kurzgeschichten-Wettbewerb kam 1996 genau zur richtigen Zeit. «Kurzgeschichten

schreibe ich kaum mehr – der Roman ist wohl eher meine Form. Doch der Preis bestärkte mich darin, die ›Schifferin‹, die ich damals schon recherchiert hatte, zu schreiben.» Seither hat sie sich als Autorin etabliert – auch wenn sie, wie fast alle Schweizer Autorinnen und Autoren, neben dem Schreiben einen «Brotberuf» braucht. «Aber da habe ich mit dem Teilpensum als Redaktorin und Protokollführerin für Parlamentskommissionen im Bundeshaus Glück: Es ist eine anspruchsvolle Arbeit und lässt mir trotzdem genug Zeit für die Schriftstellerei.»

Im Journalismus hat Therese Bichsel gelernt, sich kurz und verständlich auszudrücken. Die schnörkellose Einfachheit hat sie auch in ihren Romanen beibehalten. «Ich habe angefangen, Romane zu schreiben, weil ich in diesem Genre mehr eigene Sichtweisen und mehr Phantasie einbringen konnte als in einer Reportage.» Inhalt und Verständlichkeit blieben dabei immer wichtiger als die Form. Stilmittel braucht Therese Bichsel nie als «l'art pour l'art», sondern setzt sie dort ein, wo sie der Klarheit dienen. «Ich liebe eine kurze, knappe Sprache und möchte dem Publikum das, was mich bewegt, verständlich und klar sagen.»

«Ein Herrscher neigte dazu, seine Macht zu missbrauchen – sah man dies bei den Fürsten nicht täglich? Und viele Männer waren nicht richtige Männer – sie waren eitel, schwach und charakterlos. Sie selbst legte Wert auf eine sinnvolle Ergänzung der beiden Geschlechter. Die Frau, stellte sie sich vor, war das Auge, der Mann der Arm in der ehelichen Verbindung. In ihrer ›Philosophie‹ hatte sie geschrieben: ›Das einte hängt aber so sehr von dem andern ab, dass das Weib von dem Mann, was sie sehen, der Mann von dem Weib erlernen muss, was er thun solle. Alles zweckt nun in dieser Harmonie, die unter ihnen herrscht, auf das gemeinschaftliche Beste ab; jeder folgt dem Trieb des andern, jedes gehorcht, und beyde herrschen.›

Aber es hatte keinen Sinn, sich darüber aufzuhalten – selbst führende Männer der Aufklärung wie Rousseau hatten ihr in diesem Punkt widersprochen. Wie wohltuend indes, von einem gleich gesinnten Mann unterstützt und erkannt zu werden.»

Aus: Therese Bichsel, *Ihr Herz braucht einen Mann*. Marianne Ehrmann-Brentano, Schriftstellerin und Denkerin, 2006.

Bekannt geworden ist Therese Bichsel vor allem mit ihren Romanen über drei historische Frauen: Catherine von Wattenwyl, die im 17. Jahrhundert als Amazone und Spionin die Mächtigen im Staate Bern erschreckte; Marianne Ehrman-Brentano, die als Philosophin im 18. Jahrhundert die Ideen der Aufklärung konsequent weiter dachte und sie im Alltag zu leben versuchte; und die «schöne Schifferin» Elisabeth Grossmann, die «stille Rebellin» aus dem frühen 19. Jahrhundert.

Bichsel schreibt gerne historische Romane – und betont dabei, dass sie «historisch» nicht als «rückwärts gewandt» versteht. «Der Blick in die Vergangenheit erhellt oft vieles, was wir in unserer Gegenwart nicht sehen oder nicht verstehen.» So haben zwar Frauen heute unvergleichlich viel mehr Freiheiten und Möglichkeiten als Frauen vor zwei- oder dreihundert Jahren. «Aber manche Dinge haben sich nicht verändert. Was ich heute von Gewalt in der Ehe höre, ist oft nicht anders als das, was Elisabeth Grossmann mitmachte. Und eine rebellische Frau wie Catherine von Wattenwyl wird auch heute noch anecken.»

Die Unterschiede zwischen einst und heute sind nicht so gross, dass Frauen von heute nicht mit den Frauen von damals mitfühlen oder sich manchmal auch von ihnen Mut machen lassen könnten. Diese Erfahrung war neben der Freude an Literatur und am Erzählen ein wesentlicher Anstoss für Therese Bichsel, überhaupt Romane zu schreiben. «Es waren diese Frauenschicksale, die mich aufwühlten, weil sie nicht das leben konnten, was in ihnen steckte. Und es hat mich bewegt, dass sie gekämpft und gegen viele Widerstände doch noch einen eigenen Weg gefunden haben.» Dazu kommt, dass Figuren, die mit inneren und äusseren Widersprüchen zu kämpfen haben, immer interessanter sind als solche, die ihre Vorstellungen ohne Widerstände umsetzen können. «Frauen stiessen sehr schnell an die engen Grenzen, die ihnen die Gesellschaft setzte – wenn man ihren Geschichten nachgeht, bekommt man zwangsläufig sehr viel von der jeweiligen Gesellschaft mit. Vor allem aber bewundere ich die Frauen, die unter solchen Umständen ihre eigenen, individuell ganz unterschiedlichen Wege fanden – und ich freue mich, dass auch viele Leserinnen diese Geschichten als befreiend empfinden.»

«Ohne solche Geschichten, ohne Geschichte, können wir auch die Gegenwart nicht verstehen; denn keiner lebt immer nur in der Gegenwart», sagt Therese Bichsel. Jede Person vereint in sich eine Vielzahl von Erfahrungen und Erinne-

rungen – eigene und solche, die sie gehört oder gelesen hat. Wie eng Erinnern, Entscheiden und Handeln im Alltagsleben verwoben sind, macht Therese Bichsel etwa im «Haus der Mütter» bewusst, wo in den Erinnerungen einer jungen Frau die Geschichten einer Familie und darüber hinaus eines ganzen Dorfes aufleben und ihr als Orientierungshilfe auf dem Weg in ihre eigene Zukunft dienen.

Wie Gegenwart, und ganz besonders Momente der Krise und des Neuanfangs, von solchen Geschichten mit bestimmt werden, stellt Therese Bichsel gut nachvollziehbar mit einer Rückblendetechnik dar, die sie in unterschiedlicher Form in den meisten Romanen verwendet. Eine Ausnahme ist die linear erzählte Lebensgeschichte der Schriftstellerin Marianne Ehrmann-Brentano. Und auch hier wieder dient die Form dem Inhalt: Im Vordergrund stehen in diesem Roman die konsequente Logik, mit der eine Denkerin des 18. Jahrhunderts mit den Idealen der Aufklärung ernst macht und den Gedanken von der Ebenbürtigkeit aller Menschen weiter denkt, und die ungeheure Kraft, mit der sie diesem Gedanken mit ihrem eigenen Leben – mit beruflicher Eigenständigkeit und einem partnerschaftlichen Verhältnis in der Ehe – einen neuen Weg jenseits der Konventionen bahnt.

«Da, ein Pfeifen – die Murmeltiere waren draussen, das bedeutete schönes Wetter. Er würde mit seinem Gast ohne weiteres von Lauterbrunnen auf die Wengernalp und über die Kleine Scheidegg hinunter nach Grindelwald gelangen. Aber erst müsste er ihn wecken. Das war kein Problem, er wusste, wie man Monsieur Dumas auf die Beine brachte. Willer setzte zu einem Jauchzer an, der alsbald von den Felswänden zurückhallte, und blickte zum Fenster des Gasthauses, hinter dem er den Monsieur wusste. Keine Regung. Na, dann brauchte es halt etwas mehr: Er begann aus voller Brust zu jodeln, und nun erschien der Monsieur tatsächlich am Fenster, mit dem Kraushaar wirr um seinen Kopf, und Willer jodelte gleich noch ein bisschen weiter, weil es so schön tönte und weil er dem Monsieur gern eine Freude bereitete. ...

Dieser Gast wollte nicht nur Auskunft über das Wetter und die Namen der Berge. Er war begierig nach Geschichten, die man im Winter hinter dem Ofen erzählte, und da er selbst immer gern dem Ätti und Grossätti zugehört hatte, konnte er dem Monsieur dienen. Was fing er damit an – würde er sie gar in Paris auf die Bühne bringen? Wohl kaum, diese Sagen aus den Bergen waren

nicht von Interesse für die vornehmen Pariser. Aber den Monsieur interessierten sie, und wenn ihm eine besonders gefiel, pfiff er freudig vor sich hin und zog doppelt so schnell aus wie üblich.»

Aus: Therese Bichsel, Ein Mann der Geschichten – Dumas. In: Nahe den Eisriesen, 2008.

«Früher wurde ich in Lesungen oft gefragt, ob nach all den «Frauenbüchern» auch einmal ein «Männerroman» komme», erzählt Therese Bichsel und schmunzelt. Mit «Nahe den Eisriesen» ist das «Männerbuch» jetzt da – zumindest zu zwei Dritteln: Acht der zwölf porträtierten Alpen-Reisenden sind Männer. Allerdings war die Auswahl ihrer Figuren für die Schriftstellerin nie Programm. «Als Frau komme ich vermutlich öfter auf Frauengestalten, weil ich mich eher an «Frauengeschichte» orientiere – sie betrifft mich schliesslich direkt. Es berührt mich zu sehen, welche Möglichkeiten Frauen früher hatten, und sie mit meinen Möglichkeiten heute zu vergleichen.» Dazu kam, dass in diesem Bereich ein «Nachholbedarf» bestand. «Auf meine Figuren kam ich aber oft durch Zufall. Bei Elisabeth Grossmann fragte ich mich, wie wohl die Frau hinter dem bekannten Bild der jungen Schifferin gelebt und gefühlt haben mochte. Und Catherine von Wattenwyls Porträt begegnete ich, als ich in Schloss Jegensdorf für das «Haus der Mütter» recherchierte.»

Ebenso wenig ist nun die Männermehrheit in «Nahe den Eisriesen» Programm. «Es ergab sich aus dem Thema. Männer hatten in früheren Jahrhunderten mehr Möglichkeiten, als Künstler zu leben und zu reisen.» Auf die Idee, «Prominenz in der Alpenprovinz» zu porträtieren, kam Bichsel aus Interesse für Kulturlandschaften. «Mich interessiert, wie Landschaften Leben und Arbeit ihrer Bewohner prägen, und wie umgekehrt die Menschen die Landschaft formen.» Tagtäglich bewusst werden diese Wechselwirkungen zwischen Mensch und Landschaft in einer Tourismusregion wie dem Berner Oberland, wo die meisten Leute in irgend einer Form von der Schönheit der Landschaft leben oder sie gestalten. «Und wenn man hier lebt, begegnet man immer wieder berühmten Namen.» Einige davon haben Therese Bichsel so neugierig gemacht, dass sie mehr über ihr Leben wissen wollte. Porträtiert hat sie schliesslich die Personen, deren Oberländer Reisen «nachhaltig» wirkten – die sich nicht nur für das Wetter und die Namen der Berge interessierten und in deren Werk Berner Oberländer Landschaften Spuren hinterliessen.

Für Therese Bichsel, die sich selber gerne mit dem wandelbaren Gesicht einer Landschaft auseinander setzt, war es spannend zu sehen, wie unterschiedlich die selbe Landschaft von unterschiedlichen Kunstschaffenden in unterschiedlichen Epochen wahrgenommen wurde. Sie selbst hat sich nach ihrem Umzug ins Berner Oberland die Landschaft erstmals durch ihre Arbeit an der «Schönen Schifferin» richtig erschlossen. Doch auch nach vielen Jahren hat sie sich noch keineswegs an die Jungfrau und den Niesen vor den Fenstern ihres Arbeitszimmers gewöhnt, und die wechselnden Stimmungen findet sie immer wieder inspirierend. «Trotzdem sehe ich die Berge und selbst die Jungfrau nach «Nahe den Eisriesen» wieder mit ganz neuen Augen» – mit den Augen der Malerin Clara von Rappard, die in ihren Jungfrau-Porträts den geheimnisvollen Stimmungen des Berges nachspürte; mit den Augen Mark Twains, der auf seiner Reise von Luzern nach Interlaken nicht nur das Bühnenscheinwerferlicht auf dem Giessbach verschlief, sondern auch den Zauber der Schneeberge entdeckte; oder mit den Augen Arthur Conan Doyles, der in den Reichenbachfällen ein würdiges Ende für seine Karriere als Verfasser von Detektivromanen sucht.

In «Nahe den Eisriesen» tritt Conan Doyle gleich in einer Doppelrolle auf, hat er die Alpen doch nicht nur gebraucht, um sich von seiner übermächtigen Romanfigur Sherlock Holmes zu befreien, sondern nebenbei gleich noch das Skifahren aus Norwegen nach Davos gebracht. Dass ein Spleen, der zunächst nur nach einer Fussnote der Tourismusgeschichte aussah, die Landschaft so flächendeckend und nachhaltig veränderte, lässt Therese Bichsel immer wieder von neuem staunen. «Wir können uns heute kaum noch vorstellen, wie die Alpen ohne Wintersport aussahen.»

Sehr gut kann die Schriftstellerin nachvollziehen, wie man sich fühlt, wenn man wie Conan Doyle mit einem bestimmten Genre identifiziert wird – «dabei hätte er viel lieber historische Romane geschrieben als Detektivgeschichten.» Auch Bichsel hat nach ihrem ersten «historischen Frauenroman» gespürt, dass viele Leute «eine zweite Schifferin» erwarteten. Doch sie durchkreuzte diese Erwartungen mit der zwischen einer fiktiven Gegenwart und einer zeitlosen Sehnsucht spielenden «Reise zum Einhorn», bevor sie sich wieder historischen Frauenfiguren zuwandte. Und zuletzt hat sie sich nun mit der Porträtsammlung «Nahe den Eisriesen» im «Kleinformat» des Erzählens geübt. «Auch das war eine sehr befriedigende Arbeit», meint Therese Bichsel. Und mit einem

Blick auf einen Stapel Notizen, der sehr nach Vorfreude auf ein neues Projekt aussieht: «Trotzdem habe ich das Gefühl, mein nächstes Buch wird wieder ein Roman – das ist wohl schon meine Form.»

Leseprobe: Anfang der Titelgeschichte aus Therese Bichsels «Nahe den Eisriesen»

*Brahms, nahe den Eisriesen – und Clara Schumann
Thun, Sommer 1886*

Licht kitzelte ihn an der Nasenspitze. Er schlug die Augen auf, musterte die grünblauen Kringel, die der Fluss an die Decke warf. Das Klatschen der Flügel einer Ente, die auf dem Wasser landete, drang zu ihm herauf, und bald setzten erste Vogelstimmen ein, Amseln wahrscheinlich, die auf dem Mammutbaum neben dem Haus ihr Morgenlied anstimmten. Halb fünf, schätzte er. Das war seine Stunde. Keine Ablenkung als der Gesang der Vögel, und der würde bald von den Klängen, die in seinem Kopf Gestalt annahmen, überdeckt werden. Brahms hob den Kopf vom harten Sofakissen, das er wieder einmal dem weichen Federkissen vorgezogen hatte, und erhob sich ächzend. Nachdem er die Jacke übergezogen hatte, setzte er sich ans offene Fenster. Die Kontur von Niesen und Stockhorn zeichnete sich scharf vor dem azurblauen Himmel ab. Die Aareinsel, wo Kleist Anfang des Jahrhunderts gewohnt hatte, schien über dem Wasser zu schweben. Es schwappte leicht, gurgelte, floss in kleinen Wellen gegen das Ufer vor dem Haus des Spezereihändlers Spring in Hofstetten, dessen erste Etage er gemietet hatte. Die gespiegelten Akzente an der Decke hatten ihren Ursprung auf dem Fluss, über den nun mit Wucht das Licht hereinbrach – bald leuchtete die Wasserfläche in einem fast überirdischen Blau. Allein diese Stimmung und die morgendliche Ruhe waren es wert, dass er in diesem Jahr für den Sommer nach Thun gereist war. Der Dichter und «Bund»-Redaktor Josef Viktor Widmann hatte ihn zu diesem Aufenthalt überredet. Und bis jetzt gefiel es ihm nahe den Eisriesen, in dieser grandiosen Seen- und Berglandschaft. Die Wochenenden verbrachte er meist mit angeregter Diskussion und Musizieren im Kreis von Widmanns Familie in Bern. Die Wochentage aber flossen ruhig dahin wie die Aare vor diesem Haus. Sie gehörten ganz der Musik, den Tönen, die sich in seinem Kopf zu Melodien formten und in Form von schwarzen Punkten mit Auf- und Abstrich aufs Papier fanden und dort als kleine, emsige Flotte ihre Spur zogen.

Violine und Klavier trafen sich in seiner Komposition zu einem Spiel mit den Wellen des am Morgen so lieblichen Thunersees. «Allegro amabile» nannte er den ersten Satz seiner Sonate in A-Dur, die er in Arbeit hatte. Zwei weitere Sätze schwebten als durchsichtige Gebilde in seinem Kopf. Wenn es so weit war, würden sie Farbe und Form annehmen und als weitere Flotten über sein Notenpapier segeln. Noch waren die Gewebe hauchdünn, es brauchte weitere Inspiration, bis sie Substanz gewinnen würden. Vergebens suchte er sie einzufangen und festzumachen; die Gebilde waberten durch seinen Kopf, akzentuierten sich und verschwanden wieder wie die Lichtkringel an der Decke.

Seufzend erhob er sich. Die Ruhe war jetzt fast zu gross, er brauchte Anregung, Bewegung. Er setzte die Wiener Kaffeemaschine in Gang, und während sie aufwärmte, machte er kleine Toilette, zog das gestreifte Wollhemd und die Hose an, die er gestern schon getragen hatte – wieso den Kleiderschrank öffnen und etwas Neues heraussuchen, wenn es doch viel einfacher ging. Der selbst gebraute Mokka floss heiss durch seine Kehle und weckte seine Lebensgeister, wie er vorausgesehen hatte. Und nun klopfte es auch schon, die Hauswirtin, und reichte dem «Herrn Doktor» zwei frische Milchbrötchen und Milch, von der sie nach seinem Wunsch den Rahm abgeschöpft hatte. Er nickte und bedankte sich für einmal mit netten Worten, die sie mit gesenktem Kopf entgegennahm.

Brahms füllte den Mokka mit Milch auf und genoss ihn jetzt erst richtig, nun war er milder, genau richtig im Geschmack. Bedächtig schritt er durch die Zimmerflucht von einem Zimmer ins andere. Er hatte alle fünf Zimmer des Stocks gemietet, benutzte aber nur das Eckzimmer, wo auch sein Flügel stand. Die anderen Zimmer waren leer, abgesehen von weiss gedeckten Betten, und gerade diese Leere, das Weiss, die ungehinderte Sicht aus jedem Fenster über das Wasser, und die Bewegung, die ihm dieser Gang durch die leere Zimmerflucht verschaffte, befriedigten ihn und brachten die Musik in ihm zum Klingen. Er schlug ein paar Töne auf dem Flügel an, horcht ihnen nach.

Eben wollte er sich hinsetzen und den Auftakt zum Andante notieren, als es noch einmal klopfte. Die Hauswirtin streckte ihm einen Brief hin, den er unwillig an sich riss, bevor er ihr die Tür vor der Nase zuwarf. Ein Blick auf die Handschrift genügte: Der Brief war von Clara. Statt sich an den Tisch hinter seine Notenblätter zu setzen, liess er sich schwer aufs Sofa sinken. Dass ihn ein Zeichen von ihr noch immer aus dem Konzept brachte ...